

Deutscher Kinder- und Jugendhilfetag

Persönliche Eignung als Element fachlicher Kompetenz in der Kinder- und Jugendhilfe

Michael Winkler: Ein Statement

Auf Fragen sollten keine Gegenfragen gestellt werden. So verlangt das bekanntlich ein Gebot der Höflichkeit, dem man sich selbst dann nicht so recht entziehen kann, wenn man sich –wie der Philosoph Aron Bodenheimer einmal gelehrt hat – der Obszönität eigentlich fast jeder Frage bewusst wird. Allerdings: fast schlimmer noch sind jene Fragen, die sich in Formulierungen verbergen, die schon so tun, als wäre die Angelegenheit schlicht damit erledigt, dass sie ausgesprochen werden. Der performative Akt vollstreckt dann die Sache; illkokutionäre Sprechakte nennt man das, in unserem Fall ein wenig unentschieden, ob er deklarativ oder assertiv sein will. Mit unserem Fachforum geht es mir ein wenig so, zumal die uns Diskutanten vorgegebenen und das Gespräch strukturierenden, sogar als Kriterien bezeichneten Überlegungen eine Objektivität suggerieren, die es so wohl nicht gibt: Im Grunde wird behauptet, dass persönliche Eignung als Element fachlicher Kompetenz zu verstehen sei; vorsichtiger soll das eben als Frage verstanden werden.

Indes: Ich bin mir gar nicht sicher, ob es uns jenseits einer dunklen Ahnung gelingen kann herauszufinden, dass jemand für eine Berufstätigkeit im Feld der sozialen Arbeit und speziell in solchen der Kinder- und Jugendhilfe geeignet sein könnte; und ich bin mir sogar – wenn eine solche unlogische Steigerung ausnahmsweise erlaubt ist - noch weniger sicher, ob und inwiefern wir dies auch wirklich wissen wollen sollten. Diskutiert wird das Problem ja schon ziemlich lange, in der Pädagogik beispielsweise, seitdem über sie nachgedacht wird. Letztlich verhandelt schon Platon die Fragestellung, nämlich im Menon wie in der Politeia. Im 19. Jahrhundert wären wohl Herbert und vor allem Fröbel als diejenigen zu nennen, die intensiv Haltung als Grundlage von Erziehung diskutieren, dabei zwar konzедieren, dass man Neigung und Leidenschaft zur Pädagogik mitbringen – wobei wir allzumal diesen Ausdruck inzwischen als ambivalent ansehen, obwohl er Antrieb und die Fähigkeit zu dem meint, was wir Frustrationstoleranz nennen. Haltung aber . so Herbart und Fröbel beruhe auf Wissen, Können,

klugem Urteil und einer „ausgebildeten“ Motivation. Sie erst ermögliche nämlich ein Handeln ermögliche, das situationsgerecht sei. Herbart spricht vom Takt. Fröbel macht aufmerksam darauf, dass eine Bereitschaft zum Umgang mit Kindern gegeben sein muss, dass aber diese gleichsam selbstreflexiv entwickelt werden und schließlich angebunden sein muss an ein praktisches Grundwissen darüber, wie Entwicklungsprozesse zu gestalten sind. Im 20. Jahrhundert ist vor allem ein Text von Eduard Spranger berühmt geworden, nämlich der über den geborenen Erzieher. Er wurde meist missverstanden. Spranger behauptet nämlich nicht, dass es den geborenen Erzieher gäbe, im Gegenteil macht er klar, dass man im pädagogischen Geschäft um Ausbildung nicht herum kommt. Entscheidend sei jedoch, dass der Erzieher aufgrund seiner Ausbildung in einer Weise mit Selbstverständlichkeit handle, als wäre er zu diesem Handeln geboren, als würde er intuitiv das Richtige machen; gemeint ist also eine Form der Authentizität, die gewissermaßen so gespielt sein muss, dass keiner merkt, dass sie gespielt wird, dass sie als Rolle praktiziert wird und eine Art Technologie darstelle.

Insofern verwundert die Debatte um persönliche Eignung ein wenig, weil sie zumindest einen Rückfall in naturalistische Konzepte insinuiert. Dabei können wir nach dem Stand unseres Wissens getrost davon ausgehen, dass persönliche Eignung nur bedingt wichtig für das Können in der Kinder- und Jugendhilfe ist, zumindest wenn wir mit persönlicher Eignung so etwas wie mehr oder weniger angeborene oder vielleicht sozialisatorisch erworbene charakterologische Eigenschaften oder Begabungen meinen. Um die geht es höchstens soweit, dass man sich über sie sowie über ihre Grenzen klar wird, sie mithin selbstreflexiv prüft, um die eigenen Anknüpfungspunkte an professionelle Handlungsformen zu finden – so könnte man beispielsweise die Arbeiten von Burkhard Müller verstehen. Allerdings: Unbestritten ist und sollte sein, dass es – erstens - rechtlich klare Regelungen dafür gibt, wie Menschen vom Umgang mit Kindern und Jugendlichen ausgeschlossen werden, wenn und sofern sie gegen einschlägig relevante strafrechtliche Vorgaben verstoßen haben und dafür verurteilt worden sind; nur in diesem Sinne kann ich mir vorstellen, über persönliche Eignung nachzudenken und über diese befinden zu wollen; hier ist denn wohl der unmittelbare Anknüpfungspunkt

punkt für die ganze Debatte, weil diese offensichtlich durch die Aufdeckung sexueller Übergriffe ausgelöst wurde, dabei nun eingebettet wird in aufgeregte Diskurse, die wohl von moral panic getrieben werden – sie ist aber ein schlechter Ratgeber, zumal sie mehr über schmutzige Fantasie und tiefliegende Ängste, aber auch über wachsende Kontrollwut verrät, die sich mit höchst negativen Effekten auf die Liberalität in den westlichen Gesellschaften ausbreitet. Man könnte fast meinen, dass ein Zusammenhang besteht zwischen der wuchernden Überwachung, behauptet als Schutz vor Terroristen oder illegalen Immigranten einerseits, und den längst technisch optimierten Zugriffen auf die menschlichen Seelen, auf das Innere der Subjekte, wie sie denn besonders in allen pädagogischen Bereichen stattfinden. Für geboten halte ich freilich auch, dass – zweitens - Menschen in der Kinder- und Jugendhilfe fachlich hinreichend informiert sind und in Handlungsweisen umfassend eingeübt wurden, die nach unserem Stand des Wissens dazu beitragen, den öffentlichen Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe ordnungsgemäß zu erfüllen – und dieser öffentliche Auftrag ist dann gar nicht so unklar, wie uns das manchmal angesichts von Begriffen wie Wohl des Kindes, Wohlergehen, Entwicklung, wie Erziehung oder gar Bildung vorkommt. Dass wir über die Begriffe häufiger streiten, dass sie zuweilen untertheoretisiert gebraucht werden, stellt zwar ein Übel dar, zugleich aber lässt es sich nicht vermeiden, weil wir in einem dreifachen Verständigungsprozess eingebunden sind, einen – den entscheidenden übrigens - mit den Kindern und Jugendlichen selbst, den anderen mit uns, mit unseren Vorstellungen von einem guten Leben, den wir mehr oder weniger reflexiv vornehmen, endlich einen Verständigungsprozess, in welchem wir uns mit den Debatten auseinandersetzen, die in einer Gesellschaft und ihrer Kultur über das Leben von Kindern und Jugendlichen sowie darüber geführt werden, was wir denn, was – um eine schon ältere Formulierung aufzugreifen – die ältere Generation mit der jüngeren will.

Brauchen wir dazu persönliche Eignung, brauchen wir Verfahren, um diese möglichst präzise zu erkennen oder auszubilden? Mir fehlt ein bisserl die Fantasie, was damit ernsthaft gemeint sein soll – und darin liegt der Grund, warum ich in einem ersten Teil meiner Überlegungen eine Gegenfrage stelle. Nach einem kurzen Zwischenspiel will ich dann zweitens meine Vorbehalte gegenüber dem Versuch formulieren, objektiv

erkennen zu wollen, was solche persönliche Eignung ausmacht. Drittens will ich dann konstruktiv sein und in zehn Punkten sehr traditionell zu benennen, wovon Pädagoginnen und Pädagogen profitieren können – ohne allerdings auch nur den Hauch eines Anspruchs zu erheben, dass genau darin die persönliche Eignung bestehen sollte.

1. Erstens also die Gegenfrage zur Frage nach der persönlichen Eignung, die neuerdings zuweilen sogar mit dem Begriff des Charakters, zuweilen mit dem des Vorbilds und ziemlich häufig mit der Idee der Haltung verbunden wird, wie sie sich in der Lebensführung eines Menschen, vor allem aber in der pädagogischen Praxis ausspricht. Mich irritiert, dass diese Fragen gestellt werden, vielleicht weil ich eine Art Idiosynkrasie gegenüber dem Charakterbegriff habe – die hängt mit einer geburtsbedingten Neigung zur österreichischen Literatur und Dramatik zusammen, für die gerne der Satz in Anspruch genommen wird, nach dem der Mensch eh eine Sau ist. Weil das so ist, sollte man sich den letztlich doch eher kriegerisch assoziierten Charakter vorsichtshalber mal lieber sparen.

Warum also wird die Frage nach der persönlichen Eignung, nach der Haltung plötzlich so dringend und drängend? Es gibt dafür zunächst zwei Antworten, eine einfache und eine komplizierte: Offensichtlich, so die einfache Antwort, entstehen Fragen nach persönlicher Eignung, Haltung aus einem wachsenden Unbehagen darüber, dass schon in einer ökonomisierten, eher technisch ausgerichteten Ausbildung die subjektiven Dimensionen sozialer Arbeit gar nicht mehr zur Sprache kommen; berufsethische Probleme, die doch auch etwas mit Motiven zu tun haben, die Einstellung gegenüber Menschen in Belastungen, Notlagen und Krisen spielen keine Rolle mehr, wenn es um abprüfbares Wissen geht, das in credits zum Ausdruck kommt, noch weniger Fragen der Welt- und Lebensanschauung, auch solche einer kritisch-politischen Einstellung, Themen der Anthropologie und solche, die dem ganzen und die einem guten Leben gelten, werden vermisst, Armut und Gerechtigkeit werden eher statistisch diskutiert, nicht aber in ihren normativen Dimensionen. Noch schwieriger die Praxis, die oft als zynisch und inhuman erlebt wird, auf Seiten der Fachkräfte als Vollzug von Anordnungen, deren Ergebnis dann überhöht wird mit der Behauptung, dass nun alles effek-

tiv und effizient betrieben wird, um dann in Wirkung und outcome geprüft zu werden. Es sind ja die eigenen Geschichten der Kinder- und Jugendhilfe, die den Eindruck eines Maschinenparks haben entstehen lassen: Punkt- und passgenaue Hilfen, die in präzise bestimmter Zeit erreichen, was gewollt wird, das klingt schon sehr nach Schweißanlagen, die von Robotern gesteuert werden, mithin nach einer Dystopie, in der die brave new world wirklich geworden ist. Zu tun haben wir mit einer längst vermessenen Kinder- und Jugendhilfe, die Menschen zu Objekten macht, sie als cases managed und das eigenen Tun an Standards ausrichtet, mit Techniken operiert, die an ICD X oder DSM IV beziehungsweise DSM V sich ausrichtet, Diagnosen mit statistischen Wahrscheinlichkeiten aufgreift und ihr Tun auf Prüfständen vermessen sehen will, bis sie eben an der Leistungsgrenze zerbrechen – die Ingenieure des Sozialen und der Seelen, also die Arbeiter der Sozialen Arbeit merken wie sie dabei sich selbst aufgeben haben müssen, im günstigen Fall noch als Sachbearbeiter wirken, im weniger günstigen als Exekutoren der Anweisungen anderer.

So ist das Gefühl, das nach der Persönlichkeit fragen lässt: Ob es berechtigt ist, sei übrigens dahin gestellt; die Ausbildungsgänge enthalten mehr Programmatik und Theologie denn je, erst recht die Arbeitsfelder, allzumal wenn sie sich nach außen präsentieren. Gleichwohl besteht ein massives Sinndefizit, vielleicht aber auch mehr als ein Unbehagen über die Diskrepanz zwischen wohlfeiler und hochglänzender Programmatik sowohl bei den Trägern wie im politischen Geschäft. Zur Postdemokratie gehört das Leiden am Widerspruch zwischen Versprechen und Realität – und moderne Aufmerksamkeits- und Erregungsgesellschaften erzeugen ziemlich viel von dem, was als Simulakrum bezeichnet wird, aber eher als Trugbild zu bezeichnen wäre. Dennoch führt all dies dazu, dass einmal mehr die Frage gestellt wird, wo eigentlich die vielbeschworenen Menschen bleiben, um die es doch vorgeblich immer gehe, wo die menschlichen Subjekte sich als solche erfahren, sowohl als die helfenden Praktiker wie auch als jene, die ernst genommen werden sollen und wollen, wie belastet ihre Lebenssituation auch ist, wie verbogen ihre Lebensgeschichten erscheinen. Und dabei darf man sich nichts vormachen, diese Frage nach den Subjekten hat schlicht mit einem Wissen zu tun, das eben noch erlernt wurde, dem Wissen darum nämlich, dass

Kinder- und Jugendhilfe nur als kooperativer Prozess gelingen kann, auf Partizipation angewiesen ist, auf wechselseitiger Achtung und Anerkennung gebaut ist, auf manchmal mühsame Dialoge und ein Aushandeln in Welten, die nicht diskriminiert sein sollen. Es klingt ja alles so platt – und hat doch Wahrheit: Die Nummer in der Risikogruppe, das bildungsferne Mitglied der sozial schwachen Familie, all diese denunziatorischen Erfindungen einer diskriminierenden Fachpolitik, sie alle sind Menschen, die als solche erkannt sein wollen – und das gelingt nur Personen, die dafür geeignet sind, weil sie menschlich denken und handeln, die auch bereit sind, sich als Fachkräfte mit den Klienten in den Dialog zu begeben, Verständigungsprozesse zu beginnen, in welchen es um die Belastung und um mögliche Lösungen geht, weil sich nicht so einfach feststellen und festlegen lässt, was wo wie passen soll, welcher Punkt isoliert werden und bearbeitet oder gar beseitigt werden soll. Eine chirurgische Kinder- und Jugendhilfe ist eben nicht möglich, die Geschwulst erweist sich als Elternpaar, das mit komplizierten Geschichten beladen in schwierige Beziehungen verheddert ist und dies an ihr Kind delegiert, das selbstaggressiv auf all das Elend reagiert, das es sich dann auch schon wieder selbst antut. Selbst mit dem Laserskalpell kommt man da nicht ran, auch nicht mit den Medikamentenempfehlungen der statistischen Manuale, bei denen sich ohnehin der Verdacht aufdrängt, dass sie vor allem der Pharmaindustrie nutzen. Menschen sind gefragt, eben mit persönlicher Eignung und in dieser.

So lautet zumindest die Intuition, die uns nach der Person in uns selbst fragen lässt – zumal die Soziale Arbeit das Geschäft gerne selbst so betreibt, wie es eben beschrieben worden ist. Der Laden ist alles andere als heilig. Das führt schon zur zweiten, zur komplizierteren Antwort. Sie hat ein wenig zu tun mit dem Problem, ob und wie die Soziale Arbeit eigentlich in die Prozesse der Modernisierung eingebunden ist, nicht als Opfer, sondern tatkräftig: Es könnte nämlich sein, dass die eben beschriebenen Techniken schon nicht mehr hinreichen, dass die Frage nach der Persönlichkeit also jenen modernen Formen der Subjektivierung folgt, bei denen es darum geht, die Arbeitsprozesse dadurch zu optimieren und zu intensivieren, indem die subjektive Leistung der Menschen abgefordert wird. Der nächste Modernisierungsschub steht an, in welchem die umfassend kompetenten Sozialarbeiter als Subjekte, als Personen gefragt sind – so

ungefähr wie Hattie den empirischen Bildungsforschern und lerntechnologien gezeigt hat, dass es auf die Lehrerpersönlichkeit ankommt, wenn man gute Wirkungen erreichen will. Das hört sich an wie ein Sieg der Vernunft, in den richtigen Händen und hegemonial gebraucht, führt es aber nur dazu, dass man sich Investitionen spart und die Lehrer in ihrer Subjektivität gut arbeiten lässt. Nicht anders die Sozialarbeit. Wenn es zutrifft, dass der Sozialpädagoge Organon seines Geschäfts ist, dann muss er nun als Person instrumentiert und instrumentalisiert werden. Mit der Frage nach der Persönlichkeit wird also eine neue Dimension in der Inanspruchnahme von Menschen eröffnet, aus der Einsicht heraus, dass die Kinder- und Jugendhilfe wie die Soziale Arbeit insgesamt gegenüber der Enge technischer Konzepte mit den flexibel gemachten und zum Projektdenken verurteilten Professionellen optimiert werden kann – nicht zuletzt, weil dann auch Arbeitsfreude zurückkehrt, weil eben auch realisiert wird, was an Einsichten zur Kooperation und Koproduktion vorhanden ist. Was, zugegeben, der kritisch gemeinten Überlegung eine gewisse Ambivalenz gibt.

Hier nun das schon versprochene Intermezzo, das ein wenig selbstkritisch gemeint ist, nämlich auf die Versprechungen zielt, die allzumal die neuen Studiengänge in den Hochschulen geben. Die irritieren nämlich durch – und das ziemlich folgenreich. Sie versprechen die Ausbildung für Leitungsfunktionen, zum Teil übrigens schon auf der Ebene von Bachelorstudiengängen. Da wird dann Absolventinnen eines dreijährigen Studiums zur Pädagogik der frühen Kindheit erzählt, dass sie nun damit rechnen dürfen, einen Kindergarten zu leiten – notabene als knapp 25jährige, die dann Erzieherinnen vorgesetzt sein wollen, die dereinst einmal eine gut fünfjährige Ausbildung hatten und sich auf einige Jahrzehnten Berufserfahrung stützen. Allein das ist schon ziemlich lächerlich, mal abgesehen davon, dass viele Häuptlinge ohne Indianer einem auch komisch vorkommen; doch steht das für eine Tendenz zu einer sozusagen klientendistanzierten, sauberen, auf Management ohne Leadership ausgerichteten Arbeit, die wenig mit den schmuddeligem Alltag in der Lebenswelt der jungen Menschen zu tun hat, welche das Geschäft nun mal auszeichnet. Dass solchermaßen ausgebildete Fachkräfte dann dazu tendieren, sich den wissenschaftlich-technischen, vor allem erhabenen Formen des Umgangs mit Eltern und jungen Menschen zuzuwenden, kann

nicht überraschen – am liebsten möchten dann ja auch alle in eine Erziehungsberatung, die mit den lebensweltlichen Problemen nichts zu tun hat, ein fast medizinisches Setting bietet. Oder schon einmal normativ formuliert: Zu persönlicher Eignung gehört schlicht und einfach, die fremde Lebenswelt, sowie den zuweilen garstigen und anstrengenden Umgang mit Menschen auszuhalten, die einem unbegreiflich erscheinen, in der Art ihrer Lebensführung ebenso wie in ihrer Aggressivität.

2. Das führt mich zu meinem zweiten Punkt: Es wird keinen Dissens darüber geben, dass die Frage nach der persönlichen Eignung abgesehen von den aktuellen Gründen, also der Debatte um Übergriffigkeit und Missbrauch, mit dem Unbehagen an den Entwicklungen in der Kinder- und Jugendhilfe zu tun hat, die als Ökonomisierung, Managerialisierung und Technisierung beschrieben werden. So wird wieder eine menschlichere Sozialpädagogik gewollt, beachtliche Teile der Profession sind der permanenten Lüge überdrüssig, die das Geschäft inzwischen gewissermaßen systemisch beherrscht. Angenommen aber meine zweite, die komplizierte Antwort trifft zu. Bedeutet dann nicht die Suche etwa nach objektivierenden Verfahren, um persönliche Eignung festzustellen, bedeutet nicht die Frage nach Kriterien für solche Eignung und nach Testmöglichkeiten für diese, dass eben diese Schraube der Instrumentalisierung von Fachkräften fester gedreht wird? Da soll dann die Grundeignung festgestellt werden, da soll dann eine Grundhaltung gegeben sein, da sollen objektive Kriterien aus berufsethischen Überlegungen abgeleitet werden. Geht das eigentlich? Liegt nicht gerade eine unbedingte Stärke der Sozialen Arbeit darin, dass der Vielfalt von Aufgaben und Problemlagen, dass der Vielzahl von menschlichen Situationen und Entwicklungen, dass mithin der in allen Debatten beschworenen Heterogenität auch eine Vielzahl von Formen persönlicher und fachlicher Zuwendung entspricht? Treiben wir nicht den Beelzebub Schematisierung und Technik aus, indem wir Schematisierung und Standardisierung auf der Seite der professionellen Akteure erzeugen, indem wir eben Grundhaltungen und Grundeinstellungen erfassen und überprüfen wollen, um somit sozusagen beides zu bekommen, nämlich die produktiven Persönlichkeiten, die dann in Kategorien und Typen gefasst werden, um sie strategisch einzusetzen – und zwar

nicht einmal im Blick auf besondere Lebenslagen der Subjekte, sondern wohl dazu, diese in die gewünschten Entwicklungsrichtungen zu bewegen.

Man kann einwenden, dass die Eignung und Kompetenz in anderen Berufen schon lange festgestellt und gemessen werden, dass vor allem andere Länder dies vorgeblich erfolgreich in pädagogischen Berufen tun. So findet in Finnland eine Auswahl bei den Lehrerinnen und Lehrern statt, wobei hier allerdings die Noten der Schulen wichtig sind. Zudem zeichnet sich eben ab, dass ein Zusammenhang zwischen Arbeitsbedingungen und Persönlichkeit besteht – seit finnische Schulen weniger gut ausgestattet werden, verschlechtern sich die Ergebnisse in den Rankings (wenn diese überhaupt etwas aussagen). Die Assessment-Verfahren, wie sie heute schon vor der beruflichen Bildung eine Rolle spielen, erst recht jene, bei welchen es um leitende Funktionen in der Industrie geht, lassen sich nur bedingt anführen, weil sie spezifischer testen, weil sie zwar beispielsweise Teamfähigkeit abfragen, die Grundhaltung etwa gegenüber einer Firma und ihren Produkten nicht prüfen – und das macht letztlich doch einen Teil dessen aus, was wir als persönliche Eignung für die Kinder- und Jugendhilfe bezeichnen müssen. Die operiert mit Überzeugungstätern, ein Auto aber kann ein Ingenieur konstruieren, obwohl er eigentlich lieber Fahrrad fährt und das sogar propagiert.

Jedenfalls sehe ich darin kein Argument, eine Objektivierung unter Verwendung operationalisierbarer Kriterien dort anzustreben, wo es um die Eignung für die Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe geht. Um es etwas paradox zu formulieren: Solche Test- und Assessmentverfahren dienen vorrangig dazu, die Persönlichkeit von den berufsrelevanten Elementen zu trennen; für die Kinder- und Jugendhilfe geht das Interesse eher dahin zu entdecken, ob und wie eben die Persönlichkeit für den Beruf geeignet erscheint. Allerdings – und auch das spricht eher gegen formalisierte und objektivierte Tests bzw. Assessments – haben wir in unserem Geschäft mit einer hochgradigen Heterogenität der Felder und der Handlungsweisen selbst zu tun, sowohl in den strukturellen und daher organisatorischen Zusammenhängen wie vor allem in der Mikrodyamik des Geschehens. Soziale Arbeit bewegt sich zwischen explizit politischem Handeln, Management hin zu den pastoralen, mütterlichen, brüderlichen, polizeilichen

und lehrenden Aktivitäten, im Verhältnis zu den Kindern und Jugendlichen – und da ist nur ein Bruchteil dessen beschrieben, was beispielsweise Annegret Wigger festgehalten hat. Manche Klienten brauchen das Schweigen der Sozialarbeiterin, andere wollen angesprochen werden, und manche wollen erst einmal nichts hören, um dann wiederum geradezu in Sprechlawinen auszubrechen, die eine geduldige Zuhörerin braucht. Welches persönliche Merkmal macht dann geeignet, Introvertiertheit oder Extravertiertheit? Dann haben wir, wie alle Studien zur Studien- oder Berufsentscheidung zeigen, offensichtlich mit einer hohen Heterogenität bei den Motiven und Vorerfahrungen, bei den Einstellungen, Haltungen zu tun, die zumindest hin zur Sozialen Arbeit führen – wobei vielleicht doch der banale Wunsch nicht zu unterschätzen ist, der da lautet: ich möchte mit Menschen arbeiten. Schließlich: Persönliche Eignung ist wie Kompetenz, Ausbildungs- oder Berufsfähigkeit ein hochambitioniertes theoretisches Konstrukt, das mit einer Vielzahl von Variablen einhergeht, bzw. und genauer: nur mit vielfachen Ausblendungen operationalisiert werden kann, dabei aber hochgradig statisch ist. Messen lassen sich viele Domänen und viele Dimensionen, inzwischen in den Assessments auch sogar, ob und wie weit Kompetenz sogar performativ wird, situativ realisiert werden kann. Test- und messtechnisch ist da vieles möglich. Indes: es bleibt bei Momentaufnahmen zudem einzelner Bereiche, wir kennen – selbst wenn anderes gerne behauptet wird – keinen sinnvollen Zugang, der ihr Zusammenspiel, der vor allem auch Entwicklungs- und Lernprozesse, mithin die Veränderung der persönlichen Eignung thematisiert. Das führt zu einem fatalen Effekt, den wir inzwischen regelmäßig beobachten können, nämlich dazu, dass gewissermaßen die am besten Geeigneten selektiert werden, so dass eigentlich die Bildungsprozesse tendenziell überflüssig werden, die zu beruflicher Qualifikation führen. Persönliche Eignung muss jedoch als ein dynamisches Konzept angesehen werden, in das eine Vorgeschichte, eine Lern- und Bildungsgeschichte, eine Erfahrungsgeschichte in den Handlungsfeldern und endlich eine Geschichte der subjektiven Selbstreflexion vermittelt sind, vermutlich sogar mit dem Effekt, dass die persönliche Eignung sich auch noch verändert – altersbedingt vielleicht, weil Älterwerden physiologisch wie neurologisch relevant ist.

Endlich ein eher disziplinpolitisches Argument: Verfahren der objektivierenden Messung natürlich nicht nur von persönlicher Eignung und Kompetenzen werden vor allem von testdiagnostisch interessierten Psychologen vertreten; da ist inzwischen eine ganze Industrie entstanden, die in alle Bereiche hinein wuchert, wunderbare Daten produziert und einen zugleich seltsam hilflos mit den Befunden lässt. Ich habe eher geringe Lust, dieser Testmafia nun unter dem Vorzeichen der Messung anhand von Kriterien und dem Versprechen der Objektivität das Feld zu überlassen. Und zwar vor allem deshalb, weil sich zeigt, dass und wie selbst hochdifferenzierte Testsituation dann nach der Logik von Tests konstruiert sind, nicht aber den etwas komplexen diffusen und diffizilen Logiken, die sich von den Problem- und Handlungsstrukturen der Sozialen Arbeit begründen lassen. Im Test werden dann die Fantasien von reduzierten Aufgaben genutzt, die Psychologen dann so entwickeln, meist mit dem Geständnis, dass sich anderes nicht operationalisieren lassen. Herausgefunden wird also, ob jemand die persönliche Eignung hat, einen Test zur persönlichen Eignung für Tests zu bestehen. Mehr nicht – vielleicht aber auch nicht weniger, denn die Ergebnisse sind nicht uninteressant. Der Preis dafür besteht aber darin, dass die angesprochene Tendenz zur Reduktion auf Technik, zur Objektivierung und Verdinglichung weiter verstärkt wird, ausgedehnt nun auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter selbst, die unter dem Vorwand, ihre persönliche Eignung erfahren zu wollen, in ihrer eigenen Auskunft nicht ernst genommen werden, denen die Bildungs- und Ausbildungsgeschichte genommen wird, vielleicht in der Hoffnung, schon das optimale Produkt an sozialarbeiterischer Eignung vor aller Bildung entdecken zu können. Und das ist nicht so ganz nebensächlich, weil ja tatsächlich durch solche Verfahren eine Auswahl stattfindet, weil vielleicht auch eine Art Lernprozess sich vollzieht, mithin also die Zurichtung für eine dann modernisierte Kinder- und Jugendhilfe. Wer in einem solchen Verfahren erfolgreich ist, hat sich schließlich als fit für dieses ausgewiesen.

3. Das alles führt also nicht wirklich weiter – was als Befund nun auch nicht beglückt. Doch weist der Verweis auf die Berufsethik einen Ausweg, zumindest dann, wenn wir den Begriff der Ethik differenziert einsetzen, nicht als bloß normatives Denkens, sondern als ein solches, das in der Sache begründet ist und uns in dem schon eingangs

angedeuteten Sinne reflexiv zur Verfügung steht. In Sachen Normativität haben ja leider die etwas bedrohlich wirkenden Debatten um die naturalistic fallacy einen grandiosen Irrtum erzeugt. Dass man aus dem Befund über den Ist-Zustand nicht ableiten kann, wie das Sollen aussehen muss, gilt nämlich nicht, wenn wir mit menschlichen Praxen zu tun haben, die intentional eingerichtet sind – wie dies im Fall der Pädagogik oder auch der Sozialen Arbeit gegeben ist. Diese haben qua Institutionalisierung eine basale Sollensstruktur, an der sie auch ständig gemessen werden; diese Sollensstruktur ist als Ethos festzuhalten – der Ausdruck Ethos meint übrigens nichts anderes als eine zur Institution gewordene Praxis mit ihren impliziten Empfehlungen, beginnend bei der, eben diese Praxis richtig auszuführen. Ethos versichert also regelgebend die Akteure des Sinns ihres Handelns im gegebenen Zusammenhang – eine professionelle Praxis hebt dies dann auf die Ebene der reflexiven Vergewisserung, mithin eines kontrollierenden Selbstbewusstseins.

Ich gebe zu, dass sich das ein bisserl angestrengt anhört – so leicht lassen sich halt die Einsichten nicht zusammen führen, die von Aristoteles über Hegel hin zur modernen Professionalitätstheorie geführt haben, die dann von Oevermann ein wenig beeinflusst ist – und auch noch eine kleine Anleihe bei MacIntyre genommen hat. Mehr von dieser akademischen Kriegsbemalung tut aber gar nicht not, um den Versuch zu unternehmen, was einem bei der Sichtung einschlägiger Literatur so auf- und einfällt, um zu benennen, was Eignung ausmachen könnte – ohne sich übrigens objektivieren oder testen zu lassen. Wenn man sich ein wenig anstrengt, dann lassen sich zehn solcher Kriterien nennen, auf die hin sich zumindest Aspiranten sozialer Arbeit, potenzielle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kinder – und Jugendhilfe selbst einmal befragen sollten, um zu prüfen, ob sie in einer Lebens- und Erfahrungswelt tätig werden können, der meist gar nichts mit dem ihnen vertrauten zu tun hat und noch weniger mit dem, was allzumal in akademischen Ausbildungen bekannt wird.

Also, die zehn Kriterien der Reflexion, einschließlich einige kurze Anmerkungen zu diesen:

- Erstens geht persönliche Eignung mit Reife, genauer: mit dem Umgang mit der eigenen Reife einher, weil es manchmal Not tut, gerade nicht erwachsen zu sein. Reife ist erforderlich, um Selbstachtung und ein Verständnis für das eigene Selbst zu entwickeln, Berufsstolz zu zeigen und auf ein Konzept auch von eigener Würde zurückgreifen zu können, weil dieses unabdingbar dafür ist, sowohl die Perspektive des anderen zu übernehmen oder eben davon Abstand zu nehmen, nicht zuletzt um Ansprüche präsentieren und repräsentieren zu können, die man nicht zur Disposition stellen will.
- Das verweist zweitens auf eine Idee von menschlicher Würde schlechthin, die als Bedingung dafür gilt, andere in ihrer Eigenart, in der Eigenart ihrer Lebensführung und endlich im Kontext der für sie relevant gewordenen Lebenswelt zu achten und als handelnde Subjekte anzuerkennen. Methodisch geht dies stets mit der Fähigkeit zu verstehen einher, was nicht bedeutet, für die Handlungen eines Anderen Verständnis im Sinne einer Billigung zu haben. Die Anerkennung von Würde impliziert übrigens die Bereitschaft, Menschen in ihrer Entwicklung zu unterstützen, also pädagogisch zu agieren. Das wirkt kontraintuitiv, weil meistens Würde strukturell gesehen wird, der Begriff aber damit einher geht, dass Menschen sich und ihr Leben selbst entwerfen können und dazu in die Lage kommen müssen, ihren Weg verfolgen zu können. Würde anzuerkennen bedeutet also befähigen.
- Hier schon wird drittens das zu nennen sein, was man als Theorie bezeichnet, das aber nicht mit Fachwissen ineins gesetzt sein darf. Ethos meint, das eine Praxis durch spezifische Elemente in einem strukturellen Zusammenhang ausgezeichnet ist, der spannungsreich, widersprüchlich sein, sich zudem verändern kann. Persönliche Eignung bedeutet, dass man ein Wissen um diese Elemente unserer spezifischen Praxis, um ihre Struktur und ihre Dynamik hat, sie in ihren Bedingungen und Grenzen kennt und von anderen Praxen zu unterscheiden weiß; die Fähigkeit zu dialektischem Denken wäre ebenso nützlich wie die zum hermeneutischen Denken, weil man sich gelegentlich sogar gegen die eigenen lebensrelevanten Vorentscheidungen wenden muss. Man muss nämlich beispielsweise die helfende und die pädagogische Tätigkeit etwa von der politischen abgrenzen – was gelegentlich weh tut. Theorie bedeutet insofern

Diätetik gegenüber Anforderungen, die an einen herangetragen werden. Das Problem besteht darin, dass wir kaum gelernt haben, in einer solchen Weise problem- und strukturbezogen zu denken – und in jüngerer Zeit ist dieses Denken noch weiter verloren gegangen, weil sich ein Vorstellung von Kausalität, Technik und Wirkung durchgesetzt hat, die mit Erfolgsmessungen, nicht aber mit Praxis zusammen geht. Die Struktur der Praxis in der Kinder- und Jugendhilfe ist nämlich prinzipiell im Ausgang offen, weil es um Veränderungen geht; dieser offene Ausgang ist systematisch sogar wichtiger als die Frage nach den Vorbedingungen, weil diese – platt formuliert – eh nicht mehr zu ändern sind. Die Theorie erinnert uns daran, dass wir mit zwei Handlungssubjekten zu tun haben, die kooperativ agieren – was meist als Beziehung verstanden wird, aber dabei zu eng, nämlich auf Emotionen und Affekte bezogen gedacht wird. Endlich erinnert die Theorie daran, dass wir in den Handlungssituationen etwas zeigen, so dass es zu einer Handlungsdisposition werden kann. Diese Zeigeakte lassen sich differenzieren, wobei unser Wissen um Handlungen im Feld stets auf diesen Kern zurückgeführt werden kann, wir aber dennoch Kenntnisse über die unterschiedlichsten Formen des Zeigens erwerben müssen – noch einmal erinnere ich an Burkhard Müller, aber auch andere wären zu nennen, Regina Rätz etwa mit ihrer Studie zu den – wie ich es übersetzen würde – Zeigehandlungen mit extrem schwierigen Jugendlichen.

- Das war dann schon der längste Punkt, alle andere folgen aus ihm, können daher kürzer gefasst werden. Viertens geht das Geschäft besser vonstatten, wenn man eine Idee von Solidarität mitbringt, die gewissermaßen unbedingt ist, vielleicht auch mit Nächstenliebe bezeichnet werden kann. Sie gilt sozusagen als eine allgemeine Voraussetzung, weil man weder mit Misanthropie noch mit einer Vorstellung in der Kinder- und Jugendhilfe handeln kann, nach der es zulässig wäre, Menschen zu instrumentalisieren, fremden Zwecken zu unterwerfen oder auch als Objekte gewalttätigen, übergreifigen Handelns zu gebrauchen. Solidarität geht insofern allerdings auch mit einem feinen Gespür allzumal für einen latenten Sadismus einher, den wir neuerdings vielfach beobachten, oftmals sogar unter dem Vorzeichen, Gutes für eine Gesellschaft bewirken zu wollen. Wenn Anstrengung im Bildungssystem gefordert werden, um das Gold in den Köpfen von Kindern zu heben, dann ist das eine im Kern sadistische Vor-

stellung, die sich auch nicht damit rechtfertigen lässt, dass dies der Prosperität einer Gesellschaft nützt – über die können wir kaum sichere Aussage treffen, wohl aber darüber, ob es Menschen heute gut geht.

- Fünftens muss man davon ausgehen, dass über die allgemeine Idee von Solidarität hinaus auch die Fähigkeit vorhanden sein sollte, den Menschen, mit denen man zu tun hat, emotional und affektiv zugeneigt sein zu können. Bettelheim hat bekanntlich gesagt: Liebe allein genügt nicht – deshalb habe ich die Theorie schon früher genannt. Aber: ohne die Liebe geht es halt auch nicht. Mehr als das – und hier muss man wohl an einen Satz von Urie Bronfenbrenner anknüpfen. Er hat einmal gesagt, dass das Wohlergehen eines Kindes davon abhängt, dass ein Erwachsener ihm unbedingt zugeneigt ist. You have to be mad about that kid. Das klingt ein bisschen anrühlich, sollte auch eher undramatisch, gleichwohl als eine schlichte Lebens Tatsache gesehen werden.

- Ohnedies markiert der sechste Punkt eine Art Antidot gegen zu viel Liebe. Eignung besteht darin, mit anderen Menschen überhaupt zusammenarbeiten zu können, also zu kooperieren – und zwar in einer Weise, in der sie in ihrer Freiheit und Autonomie nicht nur grundsätzlich anerkannt sind, sondern sogar unterstützt werden. In gewisser Weise markiert das einen, wenn nicht sogar den zentralen Punkt zumindest der Begründung und Rechtfertigung jeglicher Sozialer Arbeit, auch und ganz besonders gegenüber jenen Bemächtigungs- und Bestimmungsfantasien, die sich heute vor allem hinter dem Bildungsdenken verstecken. Es stimmt ja schon: Menschen werden begabt, durch gesellschaftliche und kulturelle Einflüsse, Menschen sind Wirkungen ausgesetzt, die von den sozialen Verhältnissen und den Interaktionen ausgehen, auch solchen, die in helfender und pädagogischer Absicht ausgeübt werden. Professionalität zeigt sich aber gerade darin, die eigene Einflussnahme zu begrenzen, indem man die dreifache Frage nach Freiheit stellt: wie weit übe ich Herrschaft aus, wie weit bemächtige ich mich des anderen? Wie weit habe ich dazu beigetragen, den anderen vor Einflussnahmen, auch vor meiner Einflussnahme in seiner Freiheit zu schützen? Wie weit trage ich dazu bei, den anderen durch meine Kooperation mit ihm, durch meine Solidarität darin zu unterstützen, seine Freiheit auch wirklich leben zu können, aus Freiheit han-

deln zu können. Eignung besteht also darin, die Anerkennung von Freiheit und ihre Unterstützung zum Maßstab meines professionellen Denkens und Handelns zu machen.

- All das gelingt nur, wenn man – siebtens - einige Geduld aufbringt und sich mit der Möglichkeit des Scheiterns abfindet – wer in der Kinder- und Jugendhilfe tätig ist, sollte ein gerüttelt Maß an Ironiefähigkeit mitbringen, vielleicht sogar, wie Thomas Klatetzki mehrfach betont hat, über ordentlich viel Humor verfügen.

- Freilich vergeht einem gelegentlich der Humor – und möglicherweise liegt darin ein weiteres Element persönlicher Eignung, nämlich achtens die Fähigkeit kontrolliert Wut zu entwickeln. Mal abgesehen davon, dass wahrscheinlich jegliche Form der Arbeit mit Menschen an den Affekt der Wut gebunden ist, an die Wut über Ungerechtigkeit wie aber auch darüber, dass Menschen störrisch und töricht sind, kann man in der Kinder- und Jugendhilfe auf sie nicht verzichten – oder besser: man muss sich eingestehen können, dass und wie man wütend wird. Wütend über soziale und kultureller Verhältnisse, wütend über Zynismen des staatlichen Handelns, über stigmatisierende Beschreibungen – auch über die in der eigenen Zunft verwendeten, wie etwa die von der sozial schwachen Familie oder von den Bildungsverlierern. Wut auch darüber, dass und wie man scheitert, Wut auch, weil Menschen sich dem verweigern, was sie bemächtigen könnte, ihre Selbstkontrolle zu gewinnen. Dabei wird deutlich, dass es um eine Wut geht, die uns erkennen lässt, um eine Wut, die mit der Suche nach der Wahrheit verbunden ist. Es könnte sein, dass der Begriff des Furors den Sachverhalt gut beschreibt – aber ich bin mir da nicht sicher.

- Neuntens wird man Soziale Arbeit, wird man die Tätigkeit in der Kinder- und Jugendhilfe nicht bewältigen, wenn einem die nötige Widerstandskraft fehlt. Sie wird an allen Ecken und Enden des Geschäfts gebraucht, gegenüber den Zumutungen der Politik – übrigens auch solchen, die man auf den ersten Blick gutheißen möchte -, gegenüber dem Rat von Experten, den akademischen allzumal, gegenüber dem, was Verbände und Träger fordern, nicht zuletzt gegenüber den Vereinnahmungen durch die Klienten selbst; psychoanalytisches Training empfiehlt sich, doch erntet man mit ei-

nem solchen Gedanken kaum mehr Lob. Vermutlich sogar entscheidend ist die Widerstandskraft gegenüber den eigenen Antrieben – wahrscheinlich schon gegenüber der vorhin geforderten Zuneigung, vor allem wohl gegenüber dem Gefühl und der Meinung, handeln zu müssen. Wer zu einem obstinat nicht fähig ist, sollte den Beruf besser lassen.

- Und diese energische Empfehlung gilt auch für den letzten, den zehnten Punkt: Für die Kinder- und Jugendhilfe ist vermutlich nicht geeignet, wer sich nicht beraten lassen kann, wer nicht selbst Hilfe und Unterstützung in Anspruch nehmen will. Wie alle sozialen und pädagogischen Berufe, wie eigentlich auch alle Berufe im Bereich von Medizin, Pflege und Heilen, wie alle strukturell professionellen Tätigkeiten besteht das Problem ja darin, dass man situativ, im Umgang mit den Klienten allein agieren muss, allein gelassen ist. Man muss selbst entscheiden, man muss selbst verantwortlich planen, organisieren und agieren, man muss wissen, was man tut – aber auch das muss man selbst, ohne sich sofort Rat holen zu können. Das macht solche Berufe spannend und interessant, aber es kostet außerordentliche Kraft, weil es regelmäßig über das hinaus treibt, was man sicher und mit Gewissheit kann. Wir arbeiten immer jenseits einer Grenze, immer in einem Dialog, bei dem der andere doch undurchsichtig bleibt, in dem das Gesicht des anderen verschlossen bleibt – um an den Philosophen Lévinas zu erinnern. Weil das so ist, können wir mit der Not, mit der seelischen Not nicht allein bleiben, die dieses Geschäft bereitet. Insofern überlebt hier nur, wer sich innerlich mit anderen verbünden kann.

Ich komme zum Schluss: Persönliche Eignung – die Frage nach einer solchen ist mehrfach heikel, man sollte überlegen, was man sich damit einhandelt. Die Antworten, so gebe ich gerne zu, überzeugen auch nur bedingt, was als Dekalog möglicher Eigenschaften und Kriterien genannt werden konnte, wirkt ein wenig altmodisch, traditionell – aber vielleicht muss man ja auch die Welt nicht dauernd neu erfinden.